

«Und niemand hat eingegriffen»

Walter Steck berichtet über seine Kindheit und Jugend im Zürcher Oberland – als Verdingbub

Als Kleinkind ist er von seinen Eltern weggegeben worden, hat eine Kindheit und Jugend mit Gewalt, Entbehrung und Ausbeutung erlebt: im Heim und bei Pflegeeltern. Heute legt Walter Steck Zeugnis über seine Vergangenheit als Verdingbub ab.

Brigitte Hürlimann

«Ich heisse Walter Steck, und ich bin am 22. Oktober 1946 in Rüti geboren.» So beginnt der ehemalige Verdingbub aus dem Zürcher Oberland zu erzählen, daheim, in seiner kleinen, bescheidenen Wohnung in Horgen. Alle paar Minuten donnert ein Zug nur wenige Meter vor dem Wohnblock vorbei; dann zittert der Küchentisch, es vibrieren die beiden Orangina-Gläser, und Walter Steck, eben erst 65 Jahre alt geworden, muss lauter reden, damit man ihn überhaupt noch versteht. Doch er ignoriert die Züge, scheint sie gar nicht richtig zu bemerken. Konzentriert und ernst legt er Zeugnis ab: von seiner Kindheit und Jugend, von den Entbehrungen und Misshandlungen, die er als Fremdplacierter, als Verdingbub, erlebt hat und die ihn, wie er sagt, bis heute prägen.

Walter Steck vermutet, dass er schon als Kleinkind von seinen Eltern weggegeben worden war – warum, das weiss er nicht, das wagte er weder den Vater noch die Mutter zu fragen, zu denen er ein Leben lang nur spärlich Kontakt hatte und die beide inzwischen verstorben sind. Walterli, wie man ihn nannte, kam zu einer ersten Pflegefamilie in Rüti. Diese hatte gleich zwei Buben aufgenommen, «vermutlich wegen des Geldes», und zog die beiden neben den drei leiblichen Kindern gross.

Essen am Schüttstein

Walter Steck erzählt: «Die fünfköpfige Familie sass am Tisch und ass, wir beiden Pflegebuben mussten am Schüttstein stehen und essen, mit dem Rücken zum Tisch.» Früh hätten sie mit anpacken müssen, und ständig seien sie gezüchtigt und bestraft worden: Schläge mit Lederriemen und Teppichklopfern auf die nackte Haut. Bettnässen etwa war ein Grund für die Schläge gewesen, und oft gab's zur Strafe kein Essen. Als einer Nachbarin die blauen Flecken und Hämatome am Körper von Walterli auffielen, kam die zuständige Frau von der Fürsorgebehörde vorbei und placierte beide Buben um: in die Bauernfamilie ihrer eigenen Schwester in Wappenswil, die einer Freikirche angehörte und wo

es allen Gebeten zum Trotz mit den Schlägen, dem Nahrungsentzug und mit harter, körperlicher Arbeit weiterging.

Zweimal rannte Walterli davon, doch es gab schlicht keinen Ort, wohin er hätte fliehen können. Nach dem zweiten Wegrennen steckte ihn die Behörde in ein evangelisches Erziehungsheim in Bubikon: «Dort», sagt der 65-Jährige, «fing die Tortur erst richtig an. Ich geriet von der Traufe in die Traufe.» Wenn Walter Steck seine Lebensgeschichte erzählt, so fällt auf, wie gefasst er mit den leidvollen Kindheits- und Jugenderfahrungen umgeht. Es gibt kaum Bitterkeit, nur wenige Schuldzuweisungen, und gleichzeitig ist viel von Vergebung die Rede. Heftig und unversöhnlich wird der ehemalige Verdingbub erst, wenn er von den vier Jahren berichtet, die er im Erziehungsheim erleben musste. Der Heimleiter, sagt Walter Steck, sei ein richtiger Tyrann gewesen; gewalttätig, schon fast sadistisch, böse und unberechenbar: «Und niemand hat eingegriffen, niemand hat ihn gestoppt.» Steck berichtet von den vielen Strafmethoden, vom Eingesperrtwerden im sogenannten «Besinnungszimmer», das schlimmer war als jede Gefängniszelle. Er habe tagein, tagaus im riesigen Bauernbetrieb des Heims krampfen müssen, als kindliche Gratis-Arbeitskraft, und nur wenige Stunden pro Woche die interne Schule besuchen dürfen.

Als besonders stossend hat der 65-Jährige die Besuche der Aufsichtsbehörden in Erinnerung behalten: Im Buick sei der Präsident der Heimkommission jeweils vorgefahren, die Buben und Mädchen seien im Sonntagsgewand Spalier gestanden und hätten «Kein schöner Land in dieser Zeit» gesungen, dann seien die Herrschaften rasch ins Innere verschwunden und hätten geschlemmt. Für die Kinder gab's draussen einen Apfel und ein Stück Brot.

Berufliche Karriere

Erst als Walter Steck sein Leben selber in die Hand nehmen konnte, nach dem Heimaufenthalt, ging es aufwärts: angefangen bei der Gärtnerlehre beim väterlich-fürsorglichen Lehrmeister – eine neue, ungewohnte Erfahrung für den eingeschüchterten, unsicheren Buben. Dann die berufliche Karriere, zuerst bei zwei Bankinstituten, später in der Industrie, die Ausbildung zum Krankenpfleger, Reisen nach Lateinamerika und, zurück in der Schweiz, als 35-Jähri-

ger, der Schritt ins Unternehmertum. Zwölf Jahre lang lebte der ehemalige Verdingbub im finanziellen Wohlstand in Horgen, war ein erfolgreicher Geschäftsmann, heiratete, bekam einen Sohn, reiste viel und gründete in Nicaragua eine Sonderschule.

Ein glücklicher Vater

1995 nahm die sorgenfreie Lebensphase ein Ende. Das Unternehmen ging Konkurs, die Ehe scheiterte, gesundheitliche Probleme tauchten auf; Walter Steck, ein gebrochener Mann? Nein. «Sie nehmen aber schon noch einen Kaffee?», fragt er, nachdem er das Geschirr vom Mittagessen weggeräumt hat, und er lässt, bevor das Wasser kocht, eine CD abspielen, auf der sein Sohn am Saxofon zu hören ist. Walter Steck ist heute pensioniert, Aspirant bei der Heilsarmee – und ein stolzer, glücklicher Vater. Er legt eine Geburtstagskarte auf den Küchentisch, in der sein 17-jähriger Sohn mit sorgfältiger Schrift geschrieben hat: «Wir beide sind immer schon ein gutes Team gewesen und werden es in Zukunft auch noch sein.» Es ist das schönste Geschenk, das Walter Steck je zu einem Geburtstag bekommen hat.